

Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **28 (1944)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie bekannt, sprechen die Romanen des Engadins das Rumantsch ladin und nicht das im Vorderrheintal und im Oberhalbstein verbreitete Romontsch sursilvaun. Mit der Eröffnung der Rhätischen Bahn vor 40 Jahren, mit dem gewaltigen Aufschwung des Fremdenverkehrs sind viele Deutschschweizer als Bahnbeamte, Hotelangestellte usw. ins Land gekommen. Wie die mächtigen Hotelpaläste die alten Engadiner Häuser erdrückten, erdrückte die Masse der deutschsprechenden Einwanderer beinahe die Zahl der Engadiner Romanen. Aber die rätoromanische Kultur hat eine erstaunliche Kraft bewiesen und sich die „lebensfremden Elemente“ langsam, aber unablässig einverleibt.

Wichtig scheint mir zu sein, daß die Zöglinge der Kleinkinderschulen so weit wie nur möglich romanisch unterhalten werden. Auch in der engadinischen Volksschule sind wie im Oberhalbstein die untern Klassen romanisch; nur in den oberen Klassen wird deutsch unterrichtet, daneben sind noch zwei wöchentliche Unterrichtsstunden dem Romanischen gewidmet. Unter diesen Umständen dürfte keine Gefahr bestehen, daß die romanische Muttersprache verloren gehe.

Ganz allgemein habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die Romanen des Engadins so gut wie ihre Brüder im Oberhalbstein einen großen Kampf zur Erhaltung und Stärkung ihrer ehrwürdigen Muttersprache ausfechten, wenn sie auch davon, wie es in ihrem Wesen liegt, nicht viel Aufhebens machen. Einiges von diesem Kampf ist offensichtlich, beispielsweise die in der „Rundschau“ 1943 erwähnte Tatsache, daß 49 politische Gemeinden und 38 Untergemeinden, die im Jahre 1902 ihren romanischen Namen verdeutscht hatten, zu ihren alten Namen zurückgekehrt sind; ferner die zunehmende Anwendung des Romanischen in Aufschriften an Gebäuden, auf Ansichts- und Glückwunschkarten usw. Ebenso wichtig, ja schließlich bei aller Einfachheit vielleicht das Wirksamste ist aber der Gebrauch des Romanischen im Alltagsleben, in Wort und Schrift, nach dem Grundsatz: *Tanter rumanschs be rumanschl!* (Unter Romanen nur Romanisch!). Die Anerkennung des Romanischen als vierte Landessprache hat ohne Zweifel fördernd gewirkt. Wer keinen nähern Einblick hat, ahnt nicht die Wirksamkeit der Sprach- und Gesangsvereine; er sieht nicht die in jedem Haus verbreiteten Kalender, Jahr- und anderen Bücher; er weiß nichts davon, daß dem Engadiner gute Wörterbücher zur Verfügung stehen und daß sogar ein neues in Vorbereitung ist, das gute Neubildungen für die Gegenstände der verschiedensten Gebiete unseres heutigen Lebens enthalten wird. Sehr wirksam ist besonders seine Zeitung, das „Fögl ladin“, das in Samaden wöchentlich zweimal erscheint und die amtlichen Anzeigen einer Reihe von Gemeinden (Samaden, Silvaplana, Zernez usw.) enthält. Es führt einen zielbewußten Kampf für die ladinische Sprache. Überall greift es ein, wo es Schäden zu erblicken glaubt, Gefährdung oder ungenügende Berücksichtigung. Es bekämpft hundertfach die in Wort und Schrift eingedrungenen Germanismen und Italianismen und dringt auf die Wiedereinführung echt romanischer Wörter und bodenständiger Ausdrücke und Redewendungen.

Da die 44000 Romanen Graubündens sprachlich so zersplittert sind, bleibt wohl manches Buch ungedruckt, das seinen Verleger finden würde, wenn die Absatzmöglichkeiten nicht im vornehmerein so beschränkt wären. Auch sonst mag manches ungeschehen bleiben, was zur Erhaltung und Förderung des Romanischen noch beitragen könnte. Um so erstaunlicher ist, was schon geleistet wurde und immer noch geleistet wird. Wenn ich zum Schlusse sage: „Man kann lange suchen auf der ganzen Welt, bis man eine andere

Sprachgruppe von so beschränktem Umfange findet, welche der Pflege der eignen Muttersprache eine so intensive Tätigkeit zuteil werden läßt“, so gebrauche ich nicht eigene Worte, sondern wiederhole nur, was kein geringerer als Peider Lansel in seiner Arbeit „Die Rätoromanen“ (ins Deutsche überetzt von alt Bundesrat Heinz Häberlin) von seinen Landsleuten sagt.

Samaden war voller Soldaten aus allen Landesgegenden, auch aus der Westschweiz. Noch selten habe ich an einem Ort die verschiedenen Sprachen unseres Landes derart kunterbunt durcheinander sprechen hören wie in diesem Bündnerdorf. Angesichts der völligen Unbefangenheit, mit der diese Soldaten verschiedener Zunge untereinander und mit den Einheimischen verkehrten, ist mir erst so recht zum Bewußtsein gekommen, wie gut wir Schweizer die Sprachenfrage gelöst haben und wie unglücklich jene andern Völker, die glaubten, zur Erreichung bestimmter Zwecke Vorschriften und Gewaltmittel anwenden zu müssen.

Aber noch ein Gedanke ist mir in Samaden gekommen: Wenn unsere deutsche Sprache in Schriftform oder Mundart jemals in Gefahr kommen sollte — die Romanen zeigen uns heute, daß in dem Menschen, dem Gefahr droht, der Abwehrwille erwacht, und sie zeigen uns, wie man sich wehren soll und kann. Auch wir Deutschschweizer würden uns gewiß wehren und auch zu wehren wissen — diesen Trost habe ich aus dem Bündnerland mit nach Hause genommen. Ich hoffe nur, es könne bald, bevor Gefahr droht, von uns Deutschschweizern gesagt werden, daß wir „der Pflege unserer Muttersprache eine intensive Tätigkeit zuteil werden lassen“, wie Peider Lansel es von seinen Romanen sagen konnte.

Briefkasten

Vorbemerkung. Da die Mitteilung „An unsere Mitglieder“, die Fortsetzung der Sprachbeobachtungen im Bündnerland, die Abrechnung mit Dr. Schmid und das Inhaltsverzeichnis noch in diesem Jahrgang erscheinen mußten, kommt diesmal der Briefkasten etwas zu kurz und erlebte nur einen schon anhängigen Fall. Im „Sprachspiegel“ wird er dann wieder reichhaltiger.

E. W. K., S. Mit dem lateinischen Ersatzbuchstaben für unser *ß* ist es doch eine vertrackte Geschichte, wenn die Schreibmaschine oder die Druckerei dafür kein *B* hat. Wir haben Ihnen in Nr. 5/6 gesagt, daß nach der Regel, wonach man nicht dreimal nacheinander denselben Buchstaben schreibe (sondern Schiffsahrt, Schnellläufer, Brenneffel) Gebilde entstehen wie Schlusssatz, Fussoldat, Massstab, Fusspur. In Nr. 7/8 haben wir auf den Wink eines aufmerksamen Lesers hin die Regel eingeschränkt auf jene Fälle, wo die drei *S*-Laute zwischen zwei Selbstlauten stehen; sie gelte aber nicht vor einem weiteren Mitlaut (wie in: stickstoffrei, Sauerstoffflasche), daß man also schreibe Massstab, Fusspur. Und nun werden wir von einem findigen Korrektor aufmerksam gemacht auf eine im Duden nicht leicht zu findende Regel, wonach man auch zwischen Selbstlauten *sss* schreibt, also Massssäule und Fussoldat. Das Verbot der drei gleichen Buchstaben gilt also nicht für das *s*. Das ist ganz vernünftig, aber warum gilt es für die andern Buchstaben, ganz abgesehen von Fällen, wo das *f* einen andern Laut (*sch*) bezeichnet wie in Stadt, Spur oder einen andern Laut nur bezeichnen hilft wie in Schiene (also Kongressstadt, Reisschiene)? Die Begründung Dudens ist rein äußerlich und oberflächlich: die drei *s* seien „gemäß der richtigen Schreibung (*B*) nur als zwei Mitlaute aufzufassen, nicht als drei, von denen einer auszustoßen wäre“. Aber die drei *f*, *l*, *n* usw. in „Schiffsahrt, Schnellläufer, Brenneffel“ wären natürlich auch nicht als drei, sondern nur als zwei Mitlaute aufzufassen, denn wir sprechen in „Schiff, schnell, brenn“ die zwei *f*, *l*, *n* auch nur als einen Laut. Wenn man das Verbot der drei gleichen Buchstaben mit seinen mancherlei Ausnahmen (vor 4. Mitlaut, bei *sss* und bei Silbentrennung) gänzlich aufheben könnte, würde das Leben für Lehrer und Schüler, Setzer und Korrektoren etwas leichter —, solange man ihnen nicht zumuten darf, am rechten Orte *B* zu setzen. Von tatsächlicher Bedeutung ist die Sache eigentlich nur für Drucker, höchst selten für den privaten Schreibgebrauch. Ob richtig gesetzt sei oder nicht, beachtet auch ein gebildeter Leser kaum, weil seine Auf-

merksamkeit auf wichtigeren Dingen ruht. Die Wörter mit sss sind zum Glück nicht gerade häufig, und manchmal erledigt sich die Frage von selbst, nämlich wenn man das Wort trennen und den dritten Mitlaut ohnehin wieder auslesen lassen muß: Schiff-fahrt, Schnell-läufer, Schluss-satz, Fuss-soldat. Damit ist die Frage nun wohl erledigt.

Zur Steuer der Wahrheit

gegen Dr. G. Schmid in Freiburg

Seit 1939 erscheinen in Freiburg unter dem Titel „Schwyzerlüt, Zyttschrift für üssi schwyzerische Mundarte“ jährlich einige Hefte, herausgegeben von Dr. Gottfried Schmid. Grundsätzlich ist ein solches Unternehmen durchaus zu begrüßen, und die Hefte, die einem bestimmten Mundartdichter gewidmet sind (v. Tavel, Reinhardt, M. Lienert, Huggenberger, Hämmerli-Marti, Gfeller, D. H. Lienert, Thürer) können auch in der Ausführung nicht anders als gut sein. Ein guter Gedanke war es auch, einzelne Hefte einzelnen Landschaften zu widmen (Thurgau, Zürich, Appenzell, St. Gallen, Luzern), aber da kommt es schon sehr auf die Ausführung an; der Obmann der Appenzellischen Vereinigung für Heimatschutz hat sich veranlaßt gesehen, die Appenzeller Nummer entschieden abzulehnen, und der Herausgeber des St. Galler Heftes fand für gut, die Leitung seiner Nummer vollständig in seiner Hand zu behalten. In unserm Lagebericht der Rundschau 1941 haben wir uns bei grundsätzlicher Anerkennung des Unternehmens zur Ausführung einige Bedenken erlaubt; sie bezogen sich auf die Schreibweise (z. B. „bieße“ für „beissen“), den Wortschatz („USA-Freunde“) und den Stil des Herausgebers. In einem Brieflein dankte er für unsere „nicht allzu zynischen und kritischen Bemerkungen“ und erklärte, er möchte in seinem Blatte „jede Polemik vermeiden“, die Sache sei für ihn „klar und erledigt“. Offenbar konnte er sich aber doch nicht beruhigen über unsere Zweifel an seiner Unfehlbarkeit; denn in dem Gedenkhäft für Sophie Hämmerli eröffnete er einen Feldzug gegen den Verfasser jener Kritik, den er in einer dreimal so langen, läppischen Anpöbelung als einen Feind der Mundart hinstellte. Er lud sogar seine Leser ein, Sprüche einzusenden für „ne chline Zyklus vo Schnüttelwärfe“ gegen mich. In der drittfolgenden Nummer zog er im selben Sinne eine Gelegenheit an den Haaren herbei, und in der nächsten widmete er je eine Seite unserer Rundschau 1942 und Blochers Schrift „Hochdeutsch als unsere Muttersprache“ mit einigen Anerkennungen, aber auch mächtigen Übertreibungen und Entstellungen. Gleich die nächste Nummer bringt dann einen stattlichen „Wägwyser dür üssi schwyzerische Mundarte“, in der Hauptsache, abgesehen von einer wissenschaftlichen Übersicht über unsere Mundarten, einen Wegweiser durch ihre Dichtung. Nach einer Zusammenstellung allgemeiner Werke und Sammlungen werden auf einem Gang durch die Kantone alle ihre Mundartdichter mit ihren Werken, zum Teil sogar mit ihren Bildern aufgeführt — ein sehr verdienstliches Unternehmen, wenn vielleicht auch nicht alle Namen die Ehre verdienen und dafür andere fehlen, wie das bei solcher Gelegenheit immer vorkommt. Mitten in einige andere Beiträge, die man dankbar entgegennimmt, eingebettet erscheint aber in Kleindruck eine fast zehnfache, in selbstgefälliger, kindischer Geschwätzigkeit langweilige Auseinandersetzung mit angeblichen Feinden der Mundart, insbesondere mit unserm Sprachverein, mit Blocher, Steiger und Dr. Saladin. „Auseinandersetzung“ ist zwar zuviel gesagt; es ist zum größten Teil eine plumpe Anrempelung. Wes Geistes Kind dieser Dr. Schmid ist und daß mehr vom Kind als vom Geist an ihm ist, erfieht man am besten aus seiner Beschäftigung mit Dr. Guntram Saladin, Redaktor am Schweizerdeutschen Wörterbuch („Sdiotikon“), und aus der Spielerei mit diesem Namen. Dieser Mann (übrigens nicht unser Mitglied) hatte sich letzten Frühling in den „Neuen Zürcher Nachrichten“ ebenfalls gegen den Lehrsatz von Schmid's Unfehlbarkeit vergangen; er hat aber sicher seinen Namen so wenig selbst gewählt wie Gottfried Schmid den seinen. Es beweist deshalb nicht bloß niedrigen Geschmack, sondern auch niedrige Gesinnung, wie Schmid auf dem Namen herumreitet. Es ist ja wahr, Guntram Saladin klingt nicht so landläufig wie Gottfried Schmid, aber das Geschlecht der Saladin ist schon im 13. Jh. in der Landschaft Basel nachgewiesen (es wird der Beiname eines ehemaligen Kreuzfahrers gewesen sein). Dieser Name nun erinnert unsern Ritter G. Schmid an das Märchen von „Aladin mit der Wunderlampe“, und dieser „Wiz“ gefällt ihm so gut, daß er ihn nicht weniger als zehnmal wiederholt. Unter den bodenständigen Vornamen aber, die im alten Alemannien einst „gar gemein und bräuchlich“ gewesen und dann leider ausgestorben seien, zählt Wadian auch „Guntram“ auf, während Schmid andeuten zu müssen glaubt, er sei ein Zeichen reichsdeutscher Abstammung. Noch tiefer hinab bis an die Grenze der Gemeinheit läßt sich Schmid, wenn er von Saladin's beruflicher Anstellung am Wörterbuch sagt, daß er sich dort 40 bis 50 Jahre lang „mäste“.

Den ersten Angriff schloß Schmid mit den Worten an den Kritiker: „I han Ech bis hüt i Rueh gla und han Ech Eui Arbeit la mache. Löst mi i Rueh und löst mi schaffe; de bei mer wider Fride mitenand!“ Er verbittet sich also jede Kritik, der wackere Schweizer, der da meint, nur im Schweizerdeutschen lebe der richtige „Schwyzergeist“ und die schweizerische Freiheit. Wir haben seither in unserer „Rundschau“ seine Zeitschrift in teils absichtlicher, teils unabsichtlicher Unkenntnis seiner wiederholten Angriffe ihrer wertvollen Seiten wegen gelobt, und nun wirft er uns im letzten Angriff vor, er werde von uns „Sprachaposteln“ „einisch agriffe und es andersmal grüemt, äbe, wenn ihne öppis paßt oder nid“. Jawohl, Herr Schmid: wenn Sie nach unserer Meinung etwas recht machen, paßt es uns, und wir anerkennen es gern, und wenn Sie es „leg“ machen, sagen wir's auch. Es braucht keinen Dokortitel, um zu merken, daß dies das einzig richtige Verfahren ist. Halten Sie es Ihren Schülern gegenüber nicht auch so? Wie ein gebildet sein sollender Mensch so dumm schwagen kann! „Spottet seiner selbst und weiß nicht wie!“

Für „öppen es Jahr“ verspricht er uns in Ruhe zu lassen — wenigstens bei Wohlverhalten. Da wir selber wünschen müssen, daß sich seine Zeitschrift ihrer Verdienste wegen weiter verbreite, kann es uns nicht ganz gleichgültig sein, wenn wir darin immer wieder in so falschem Lichte dargestellt werden; wir haben deshalb letzten Sommer um Aufnahme folgender Erwiderung erlucht:

Zur Steuer der Wahrheit

Erklärung des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Seit ich in unserer Jährlichen Rundschau 1941 gewagt habe, an seinem Schweizerdeutsch einiges auszusagen, benutzte der Herausgeber der Zeitschrift „Schwyzerlüt“ oft und gern die Gelegenheit, den Deutschschweizerischen Sprachverein, seinen verstorbenen Obmann oder mich als dessen Nachfolger anzugreifen und uns alle als Feinde der Mundart hinzustellen. Dabei entwirft er ein völlig entstelltes Bild. Schon die Tatsache, daß ein Mann wie Otto von Greperz zu den Gründern und bis zu seinem Tode zu den Vorstands- und Ehrenmitgliedern des Vereins gehörte und jahrelang Obmann des Zweigvereins Bern war, sollte genügen, um das Gegenteil zu beweisen. Von den 29 im „Wägwyser“ abgebildeten Mundartdichtern, die zur Zeit des Sprachvereins gelebt haben, haben ihm ihrer neun angehört oder gehören ihm noch an, z. B. Balmer, Huggenberger, Thürer, Reinhardt. Von den 11 im „Wägwyser“ angeführten mundartfreundlichen Stimmen von Zeitgenossen und Landsleuten stammen ihrer sechs von Mitgliedern des Sprachvereins. Aber lassen wir lieber Taten sprechen als Namen: Von den 14 „Volksbüchern“ des Sprachvereins handelt das erste vom Mundartdichter Lienert, das dritte von Hebel, das 5. von der Sprache Zwingli, die natürlich Schweizerdeutsch war, das 6. vom Schweizerdeutschen Wörterbuch (dem „Sdiotikon“). Im 11. habe ich die Frage zu beantworten gesucht: „Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun?“ und auch im 12. („Sprachlicher Heimatschutz“) den ersten Abschnitt der Mundart gewidmet. Die Herausgabe dieser Hefte stand unter meiner Leitung, und ich habe Wert darauf gelegt, die Reihe mit einem Mundartdichter zu eröffnen. Über den Schutz der Mundart habe ich inner- und außerhalb des Vereins, an Jahresversammlungen und Mundartabend Vorträge gehalten. Auch in unsern Jährlichen Rundschau ist immer wieder von der Mundart die Rede. In unsern zweimonatlichen „Mitteilungen“ sind jeweilen die neu erschienenen Hefte des Schweizerdeutschen Wörterbuches besprochen worden. Von den rund 40 Gedichtbänden und andern dichterischen Erscheinungen, die wir in unserm Blatt in den 28 Jahren seines Erscheinens empfohlen haben, waren 29 mundartlich. Über alle diese Dinge stehen Berichte in unsern Veröffentlichungen, die Dr. Schmid gut zu kennen sich rühmt. Das alles nur, um zu zeigen, daß es grundfalsch ist, dem Sprachverein und seinem gegenwärtigen Obmann die Liebe zur Mundart und zur Mundartdichtung abzusprechen. Wir pflegen sie auch, daneben aber auch die Schriftsprache, und das sollte in der freien Schweiz immer noch erlaubt sein.

Für den Deutschschweizerischen Sprachverein
der Obmann: Dr. Steiger.

Daß diese Erwiderung aufgenommen würde, haben wir natürlich nicht erwartet; wir wollten Schmid nur eine Gelegenheit geben, sich mit einigem Anstand aus der Sache zu ziehen. Wir haben heute keinen Grund mehr, ihn zu schonen, sondern werfen ihm Unterschlagung ihm wohlbekannter, aber unbequemer Tatsachen, böswillige Entstellung und bewußte Irreführung seiner Leser vor; sein Verfahren grenzt an Verleumdung.
Steiger.

Büchertisch

Auf verschiedene Anfragen teilen wir mit, daß die in Nr. 5/6 empfohlene Schrift von G. Gubler „So ist's richtig!“ im Selbstverlag des Verfassers in Herrliberg (Zürich) erschienen ist.